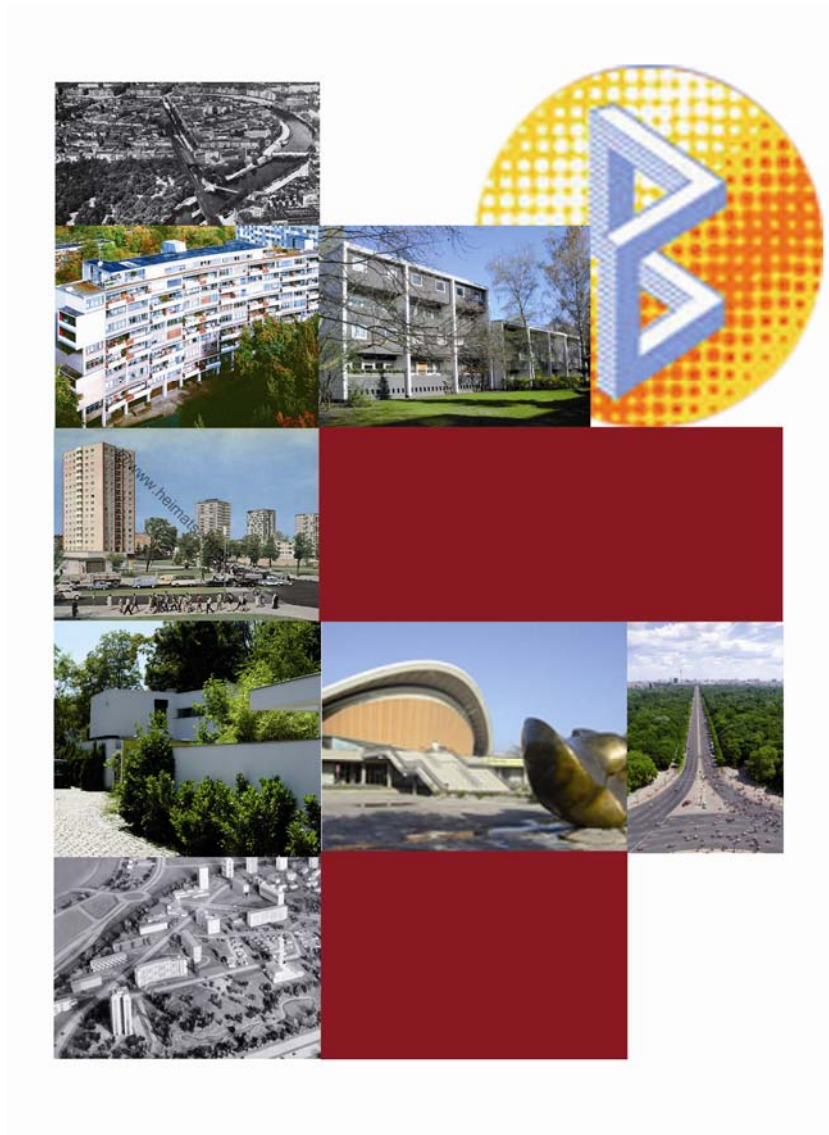


# Das Hansaviertel

Sozialräumliche Bedürfnisse, Strukturen und Prozesse

Sommersemester 2006



---

**TU Berlin - Fakultät VI**  
Institut für Stadt- und Regionalplanung  
Fachgebiet Stadtsoziologie

**Dozent:**  
Dr. Thomas Hafner



**Referent:**  
Dennis Beyer  
Matr.-Nr.: 226670

Tel: 0176 / 75042834  
DBeyer@gmx.de

# **Inhalt**

	Seite
<b><u>1. Einleitung</u></b>	
1.1 Vorbemerkung	3
1.2 Geschichtlicher Überblick	4
<b><u>2. Hauptteil</u></b>	
2.1 Gegenstand der Untersuchung	8
2.2 Elisabeth Engel	10
2.3 Elke Lindemann	14
2.4 Alexander Rahn	17
<b>3. Zusammenfassung und Reflexion</b>	19
<b><u>4. Anhang</u></b>	
4.1 Quellennachweise der verwendeten Texte	22
4.2 Bildnachweis	22

# 1. Einleitung

## 1.1 Vorbemerkung

Seit nunmehr fünfzig Jahren ist es möglich in „der Stadt von morgen“<sup>1</sup> zu wohnen. Das Konzept und die Ausarbeitung, die dem Hansaviertel in Berlin zu Grunde lag, war nicht bloß eine fixe Idee von ein paar auserwählten ArchitektInnen und PlanerInnen der Nachkriegszeit, es war ein Leitmotiv, das sich als architektonisches Netzwerk um die gesamte westliche Welt spannte. Nicht nur die flexiblen Wohngrundrisse und deren technische, sowie sanitäre Ausstattungen waren ihrer Zeit voraus, auch die flächendeckende Einbindung der Baukörper in ein durchgrüntes Umfeld und in den gesamtstädtischen Kontext, waren nahezu architektonisches Neuland in der Leitkultur des Städtebaus der Nachkriegszeit.

So revolutionär diese Ausarbeitungen einst waren, die Ansprüche, die an den Haushalt und seine technische Infrastruktur gestellt werden, haben sich kontinuierlich verändert, wenn nicht sogar gesteigert. Bedenkt man die Anzahl von Elektrogeräten der Zeit, im Vergleich zum heutigen Angebot an verschiedensten Arten von modernen Unterhaltungsmedien und elektrischen Haushaltshilfen, wird schnell klar, dass der Bedarf sich stark gewandelt hat. Die einst üblichen fünf Steckdosen im Haushalt für Staubsauger, Fernseher oder Radio reichen daher bei weitem nicht mehr aus. Umso erstaunlicher scheint es, dass trotz des großen Lehrstandes in Berlin und seinem zahlreichen und vielfältige Flächenangebot, die Nachfrage im Hansaviertel ungebrochen zu sein scheint.

Diese Arbeit beschäftigt sich daher am Beispiel des Hansaviertels mit dem Thema der Motivation, in ein Wohnensemble der 50er Jahre zu ziehen. Was hat die Menschen vor 50 Jahren dazu bewegt, sich für eine vollkommen neue Form des Wohnens zu entscheiden? War diese Motivation bei den später Zugezogenen noch die Gleiche, ähnlich oder hat sie sich im Zuge der weiteren Technisierung und Modernisierung der Haushalte gewandelt? Und warum entscheiden sich heutige Wohnungssuchende für das Hansaviertel? Gibt es ein Element, das die Attraktivität des Viertels in allen Jahrzehnten hindurch bestimmt hat oder lässt sich eine Trendwende in den Zuzugsbewertungen erkennen?

Um einen detaillierten Einblick in die Lebensumstände der einzelnen BewohnerInnen zu erhalten wurden Interviews geführt und in Erlebnisberichten wiedergegeben. Diese bilden gleichzeitig die Basis für die anschließende Handlungsgrundlage zur Bewertung der

---

<sup>1</sup> Siehe: Schulz, Carl Georg; Schulz, Stefanie: „Das Hansaviertel – Ikone der Moderne“ Verlagshaus Braun, Berlin 2007, Seite 18

gestellten Fragestellungen und zeigen darüber hinaus die geschichtliche Entwicklung des Hansaviertels aus der Sicht der jeweiligen BewohnerInnen auf.

## 1.2 Geschichtlicher Überblick

Wenn man vom Hansaviertel spricht, so ist zumeist der bebaute Teil gemeint, der sich südöstlich der S-Bahnstrecke vom Bahnhof Tiergarten bis Bellevue erstreckt. Seine lockere Bebauung wird von der Straße des 17. Juni im Süden begrenzt und geht fließend in den englischen Garten und Schlosspark Bellevue im Osten über. Das Viertel wirkt somit fast wie eine kleine Insel, die von der übrigen urbanen Struktur losgelöst ist. Fast möchte man behaupten, dieser Teil sei extra für diese neue Art des Bauens auserwählt und beplant worden. Doch betrachtet man die Geschichte des Hansaviertels wird deutlich, dass dessen Baugeschichte schon im Jahr 1870 beginnt. Bevor die Berlin – Hamburger Immobilien AG dem Hansaviertel seinen Namen verlieh, war dieses damals noch sumpfige Gebiet als Schöneberger Wiesen bekannt. Es reichte vom Spreebogen bis hinunter zur heutigen Straße des 17. Juni und wurde mit dem Bau des Viadukts der Stadtbahn in das nördliche und südliche Hansaviertel geteilt. Nach seiner Trockenlegung und der ersten städtebaulichen Ordnung durch die Klopstock-, Lessing- und Altonaer Strasse, die in ihrem Kreuzungspunkt den Hansaplatz formten, wurden die ersten Parzellen ausgewiesen. Die Bebauung reichte



Abb. 1:  
Gebietsstruktur um 1920

mit ihren Hinterhäusern bis an die Bahnstrecke heran. Unterführungen an den Strassen, die diese Strecke durchbrachen, erleichterten zum einen den Zutritt in das andre Quartier, zum anderen wirkte das Viertel durch diese Einkesselung der Trasse homogen und nicht zweigeteilt, wie es heute zu sein scheint. Darüber hinaus ließen Bauvorschriften im Allgemeinen nur eine Bebauung ausschließlich für Wohnzwecke zu. Weitere Maßnahmen über die Höhe der Bauten, Fassadengestaltung und Vorgärten gaben schnell jene Gesellschaftsschicht wieder, welche in diesem Quartier ein neues Zuhause finden sollte. Dieses war vornehmlich für die gehobenen Bevölkerungsschichten beabsichtigt. Während die Wohnungen der Vorderhäuser also meist mit bis zu acht Zimmern für eine Mietpartei ausgestattet waren, konnte man in den Seitenflügeln und Hinterhäusern kleinere Wohnungen für Bedienstete und Beamte minderen Einkommens antreffen. Trotz der

Mischung aus unterschiedlichen Einkommenschichten überwog der noble Teil des Viertels und formte sein Image.<sup>2</sup>

War das Hansaviertel um die Jahrhundertwende fast vollständig bebaut, so sah sich dieses schon im November 1943 seiner vollständigen Zerstörung durch alliierte Luftangriffe gegenüber. Die kalten Steinstümpfe und ihrem Inhalt entraubten Außenfassaden, die man auf Fotografien nach der Katastrophe erkennen kann, lassen den Feuersturm erahnen, der das Viertel innerhalb zweier Nächte seines Daseins beraubte. Unzählige



Abb. 2:  
Luftaufnahme des Hansaviertels ca. 1920 (von Osten)

Obdachlose und Tote, nicht nur aus diesem Viertel waren nach diesem ersten großen Flächenangriff der Engländer zu verzeichnen. Ein gewaltiger Bombenteppich erstreckte sich über die Stadt von West nach Ost, in dem auch das Hansaviertel seinen Untergang fand. Schlimmer noch als der Verlust der persönlichen Habe, war der Verlust des Heimes und des Ortes, an dem man Zuhause war. Mit dem abräumen der Ruinenlandschaft im Zuge der Vorbereitungen für den Wiederaufbau, verschwand gleichwohl der letzte Rest des „alten Hansaviertels“.<sup>3</sup>

Der Neubeginn des Hansaviertels sollte ebenso radikal werden, wie sein Untergang. Nach den Vorstellungen von Hans Sharoun, dem ersten Stadtbaurat der Nachkriegsverwaltung von Berlin, sollten keine traditionellen Adaptionen mehr an die historische Bebauung erinnern und auch kein integriertes Leitmotiv die Historie mit der Moderne verbinden. Ein vollkommen neues Konzept für Berlin sollte entstehen. Funktional, technisiert, durchgrünt; kurzum „die aufgelockerte und gegliederte Stadt“ sollte entstehen. Für das Hansaviertel bedeutete es, ein von Grund auf neu beplantes Gebiet zu werden.

Erst nachdem 1949 die Teilung Berlins in Ost und West Realität wurde, konnte mit der eigentlichen Planung zum Wiederaufbau des Hansaviertels begonnen werden. Hatte man das Gebiet des Hansaviertels zuvor für einen gesamtstädtischen Berliner Kontext beplant, mussten nun die Pläne auf den Westberliner Teil beschränkt werden. Man beschloss den Wiederaufbau als Wohnviertel.<sup>4</sup>

Nach Fertigstellung 1953 der Stalinallee im Ostteil Berlins, vom Straussberger Platz bis zum Frankfurter Tor, wollte der Westen ebenfalls seinen Aufbauwillen bekunden. Ihre Pläne zur

<sup>2</sup> Vergl.: Bertram Janiszewski, Das alte Hansa-Viertel in Berlin, Haude und Spenersche, Berlin, 2000, Seite 28 ff

<sup>3</sup> Vergl.: Bertram Janiszewski, Das alte Hansa-Viertel in Berlin, Haude und Spenersche, Berlin, 2000, Seite 104 ff

<sup>4</sup> Vergl.: Dolff Bonekämper, Gabi; Schmidt Franziska: „Das Hansaviertel“ HUSS - Medien GmbH, Berlin 1999, Seite 11 ff

Auflockerung und Durchgrünung der Großstadt sollten auf dem Gelände des Hansaviertels erstmals als westliches Gegenbeispiel zur Stalinallee verwirklicht werden. Es sollte ein Beispiel für modernes Bauen, Wohnen und Leben werden. Die wenigen Gebäude, die den Krieg nahezu unbeschadet überstanden hatten, wichen zu Gunsten des neuen Gesamtplans.

Die Senatsbauverwaltung lobte 1953 einen Wettbewerb zur Neubebauung aus, dem 98 eingesendete Entwürfe folgten. Den ersten Preis erhielt das Team Jobst, Kreuter und Schließer. Die Bebauung sollte sich durch abwechselnd mal hohe, mal niedrige Häuserreihen in Form von Wohnscheiben, umgeben von städtischem Grün, präsentieren. Die auf den ersten Blick willkürlich angeordneten niedrigen Scheiben formen sich bei genauerer Betrachtung zu einer Straßenrand begleitenden und zur Bahntrasse abschottenden Linie, wogegen die Höheren Wohnkuben einen Halbkreis bilden sollten, der sich zum Tiergarten hin öffnet.

Schon 1953 muss den Preisrichtern jedoch bewusst gewesen sein, dass der südliche Teil des Hansaviertels in die geplante Bauausstellung mit einbezogen werden sollte, die gerade gewürdigten Pläne jedoch nicht dem Anspruch und internationalen Niveau gerecht werden würden. Also beschloss man die Planung erneut zu überdenken.<sup>5</sup>



Abb. 3:  
Modell des Hansaviertels um 1970

Um die politischen, künstlerischen und städtebaulichen Ansprüche an das neue Viertel

zu verwirklichen wurde ein Komitee einberufen, das für die Auswahl der beteiligten ArchitektInnen zuständig war. Zwei Drittel der ArchitektInnen sollte aus Westdeutschland, von diesen die Hälfte aus dem Berliner Westen und ein Drittel aus dem westlichen Ausland kommen. Nicht nur die Gebäude selbst sollten eine hohe Qualität aufweisen, auch der Gesamtplan musste den neuen Ansprüchen angepasst und überarbeitet werden<sup>6</sup>. Gerhard Jobst arbeitete aus verschiedenen Entwürfen des Wettbewerbs von 1953 verschiedene Häusertypen ein, um eine neue Mischung und eine Vielzahl von Komponenten zur Verfügung zu stellen. Punkthochhäuser, Flachbauten sowie ein Geschäftszentrum wurden in die Pläne mit eingearbeitet.<sup>7</sup> Um die Bedingungen des sozialen Wohnungsbaus zu erfüllen,

<sup>5</sup> Vergl.: Schulz, Carl Georg; Schulz, Stefanie: „Das Hansaviertel – Ikone der Moderne“ Verlagshaus Braun, Berlin 2007, Seite 15 ff

<sup>6</sup>Vergl.: Dolff Bonekämper, Gabi; Schmidt Franziska: „Das Hansaviertel“ HUSS - Medien GmbH, Berlin 1999, Seite 22 ff

<sup>7</sup> Vergl.: Dolff Bonekämper, Gabi; Schmidt Franziska: „Das Hansaviertel“ HUSS - Medien GmbH, Berlin 1999, Seite 32f

fielen Grundrisse eher komprimiert aus und auch die Mietpreise unterlagen einer Obergrenze.<sup>8</sup>

1957 öffnete schließlich die InterBau ihre Tore und bot fast einer Millionen Besucher und Besucherinnen aus Berlin und der ganzen Welt die Besichtigung ihre Bauwerke und Musterwohnungen an.

Durch das nationale und internationale Interesse hatte die Interbau zwei entscheidende Wirkungsrichtungen; einerseits nach innen, um den Deutschen das Gefühl zu geben am Wiederaufbau und der Rückkehr in die westliche, demokratische Welt beteiligt zu sein, andererseits nach außen, um dem politischen Westen und auch Osten den Aufbruchwillen der

Jungen Republik zu verdeutlichen und seiner Mitarbeit und seinen Willen zur Schaffung einer modernen und sozial gerechteren Welt.<sup>9</sup>

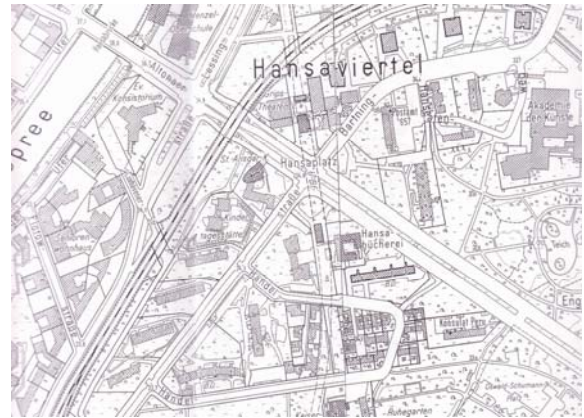


Abb. 4:  
Gebietsstruktur um 1970

<sup>8</sup> Vergl.: Schulz, Carl Georg; Schulz, Stefanie: „Das Hansaviertel – Ikone der Moderne“ Verlagshaus Braun, Berlin 2007, Seite 30

<sup>9</sup> Vergl.: Dolff Bonekämper, Gabi; Schmidt Franziska: „Das Hansaviertel“ HUSS - Medien GmbH, Berlin 1999, Seite 40

## 2. Hauptteil

### **2.1 Gegenstand der Untersuchung**

Als die ArchitektInnen und StadtplanerInnen das neue Hansaviertel entwarfen und beplanten, haben sie sich Ideen und Leitlinien bedient, die schon in den 20er Jahren erdacht und in kleinen Projekten erprobt worden waren. Das eigentlich Innovative war also nicht der Gedanke an sich, sondern die großflächige Beplanung von Gebieten in der Innenstadt, die durch die entstandenen Kriegsschäden nun zum ersten Mal die Möglichkeit boten, diese Motive von moderner Architektur und durchgrünem Städtebau zu kombinieren und umzusetzen. Auch wenn das Hansaviertel eines der wenigen Quartiere ist, in denen diese Leitlinien im Berliner Stadtraum vollends angewandt wurden, ließ sich dennoch erkennen, dass die Zeit der engen Mietskasernen endgültig vorbei war und sich ein neuer Standart im Bauwesen durchgesetzt hatte.

Die Möglichkeit, in eine dieser neuen Wohnungen zu ziehen, muss nach dem Krieg, der Zerstörung und der Obdachlosigkeit ein unbeschreibbares Glück gewesen sein. Nicht nur endlich wieder ein eigenes Heim zu besitzen, sondern darüber hinaus noch eines, welches das Leben angenehmer gestaltet, mit seinen Fahrstühlen, Müllschluckern und dem erholsamen Grün direkt vor der Tür. Galt in den 50er und 60er Jahren diese Art des Bauens noch als modern und zukunftsweisend, konnte man ab den ersten großflächigen Altbausanierungen der 70er Jahren beobachten, dass Themen der Nachhaltigkeit, der Umnutzungsmöglichkeiten und der Denkmalpflege ebenfalls Elemente sind, die im Städtebau zu berücksichtigen sind. Der fortlaufende Bau von Wohnraum, sei es die Sanierung von Altbaugebieten oder dem Bau von Großwohnsiedlungen am Stadtrand, und die Veränderungen in den Leitbildern des Städtebaus erhöhten gleichzeitig die Auswahlmöglichkeiten an Wohnformen für die Gesellschaft. War es in den ersten Nachkriegsjahren vor allem wichtig überhaupt wieder ein eigenes Heim zu bewohnen, konnten im Lauf der Jahre persönliche Ansprüche und Lebenseinstellungen die Wahl der Wohnform maßgeblich mitentscheiden.

Im Folgenden wird nun auf drei Erlebnisberichte aus Interviews eingegangen, die im Vorfeld durchgeführt wurden. Diese drei befragten Personen stehen für verschiedene Epochen und sollen aus ihrer Sicht erläutern, warum sie sich bei Ihrer Wohnungssuche für das Hansaviertel entschieden haben. Was machte für sie den besonderen Reiz aus, dort zu



wohnen, was hat sie an diesen Ort die Jahre über gebunden und werden sie auch in Zukunft dem Hansaviertel treu bleiben?

Die drei Zeitperioden wurden nach subjektivem Empfinden, genau wie die ReferentInnen selbst auch, ausgewählt. Zum einen haben wir die Anwohnerin, die bereits im alten Hansaviertel geboren wurde und nach dem Wiederaufbau im neuen Hansaviertel ihr Zuhause gefunden hat. Die Zeit, in der das Viertel sich von der „Stadt von morgen“ in die Stadt von heute wandelt, in der das Quartier nicht länger ein Sonderling, sondern schon fast Standard im urbanen Kontext geworden ist, wird von einer Frau vorgestellt, die Ende der 70er Jahre in das Viertel einzog. Den Abschluss bildet ein junger Student, der zu Beginn seiner Studienzeit 2002 seine Wohnung am Hansaplatz bezog.

Besonders interessant wird hierbei sein, wie die einzelnen Personen die Annehmlichkeiten des Viertels hervorheben werden, welche sie besonders schätzend erwähnen und welche von ihnen kaum angeführt werden. Wird es Gemeinsamkeiten in den Aussagen geben, die für alle drei Personen den Wohnkomfort beschreiben oder werden Verschiebungen in der Beurteilung von Qualitäten und Ansprüche an ein Wohnquartier erkennbar sein?

Ziel dieser Arbeit ist es nicht, eine repräsentative Aussage für das gesamte Viertel zu formulieren. Hierfür ist nicht nur die Anzahl der beteiligten Interviews zu gering, auch entspricht die Auswahl der Personen nicht wissenschaftlichen Kriterien. Die Einbindung der Personen ist dennoch von großer Bedeutung, da diese die Geschehnisse ihrer Zeit in eigener Beurteilung wiedergeben können. Es sollen hierbei vielmehr Lebensqualitäten aus der Sicht unterschiedlicher Altersgruppen beurteilt und verglichen werden.

Vielleicht wird es möglich sein, am Ende eine Aussage darüber zu treffen, wie sich die Sozialstruktur in den nächsten Jahren ändern könnte. Momentan sind 56,42% der Anwohner über 45 Jahre, nimmt man die Zahl der 27-45 Jährigen dazu sind es sogar 83,94%.<sup>10</sup> Was wird passieren, wenn der Anteil der älteren Mieterschaft durch den natürlichen Prozess sinkt. In anderen Stadtbezirken hat man meist ein ausgeglichenes Verhältnis von Sterbe- und Geburtenrate. In Zukunft wird sich hier jedoch innerhalb weniger Jahre ein Wandel vollziehen, der nur Hypothesen zulassen kann, welcher Typ von Bewohner sich in diesem Quartier etablieren und durchsetzen wird. Daher wird es ebenso spannend wie interessant sein, eine kleine Spekulation am Ende zu formulieren.

---

<sup>10</sup> Vergl.: Statistisches Landesamt, Melderechtlich registrierte Einwohner am Ort der Hauptwohnung in Berlin, Stand 31.12.2005

## 2.2 Elisabeth Engel

Klopstockstrasse 15

Geboren wurde ich im Oktober 1928 in der Säumstrasse, Berlin Friedrichshain, als einziges Kind der Familie Fuchs. Meine Eltern unterhielten zu dieser Zeit eine Schneiderei in der Klötenstrasse in Kreuzberg. Wir wohnten damals jedoch sehr weit entfernt von unserer restlichen Verwandtschaft, weshalb meine Eltern 1930 beschlossen in Richtung Tiergarten zu ziehen. Da die Schwester meiner Mutter in Moabit in der Spenerstrasse und ihr Bruder in der Kirchstrasse wohnten, zogen wir ins Parterre des Hauses Nummer 24, in der Klopstockstrasse im Hansaviertel, was lediglich ein paar Gehminuten von ihnen entfernt lag.

Das Haus gehörte einem jüdischen Professor Namens Schäfer. Neben den anderen jüdischen Familien Heinemann und Liebermann, wohnten aber auch

Protestantische Christen hier, wie der Ministerialrat Kloke, der Schiffskapitän Heck, ein guter Freund von Dönitz und ein Teil der Familie Mommsen.

Das Leben von uns Kindern spielte sich fast ausschließlich in den Strasse rund um den Bahnhof Bellevue ab. Wenn ich heute dort spazieren gehe, kann ich mir die Umgebung fast wieder ins Gedächtnis zurückrufen. Wir spielten Verstecken in den Hauseingängen, gingen gern zu den Zelten im Tiergarten, dort, wo heute die Kongresshalle steht oder trafen uns jeden Sonntag am Gerickesteg nahe dem S-Bahnhof Bellevue, um mit der restlichen Familie einen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Oft gingen wir bis zum Brandenburger Tor und noch weiter. Als Kind war ich sehr beschränkt auf die nahe Umgebung. Nur wenn meine Eltern beschlossen einen Ausflug an den Wannensee zu machen oder in der Leipziger Strasse oder im KaDeWe einkaufen zu gehen, war meist auch ich dabei. Zu besonderen Anlässen oder wenn uns gute Freunde oder Verwandte von anderswo besuchten, gingen wir zum Alexanderplatz ins Haus Vaterland zum Essen. Als Kind habe ich den Krieg gar nicht wirklich wahr genommen, trotzdem es im Haus für mich in den Jahren zuvor seltsame Vorfälle gab. Eine der jüdischen Familien wurde von mehreren Männern abgeholt, eine andere Frau aus dem oberen Stockwerk beging, wie ich später erfuhr, einen Tag vor ihrer Deportation in ihrer



Abb. 5 oben: Klopstockstrasse 13/15/17  
Abb. 6 unten: Ausschnitt Grundriss

Badewanne Selbstmord. Da wir eine weitere Nachbarin hatten, die im Untergrund agierte, hatte meine Mutter Angst, man könne auch uns ein Leid antun und verbot mir fortan jeden Kontakt mit dieser. Als der Krieg dann in die Stadt einzog, haben wir Kinder uns immer abends aus den Fenstern zugewinkt und gerufen: „Wir sehen uns nachher im Keller“. Bei jedem Luftalarm mussten wir uns in unsere Provisorischen Bunker begeben, um nicht von den Bombenangriffen im Schlaf überrascht zu werden, was ab 45 fast täglich vorkam.

Unsere Freude war nicht bloß kindliche Naivität, denn dieser war mit den schönsten Möbeln, bunten Teppichen und anderen kostbaren Dingen ausgestattet, so dass ich mich auf die Nächte in unserem Behelfsbunker besonders freute. Am 23. November 1943 war es jedoch unser letzter Aufenthalt dort. Jeden Tag musste ein anderer der Männer im Haus Wache halten, um den verbliebenen bescheid zu geben, wenn Gefahr drohte. An jenem Abend war Herr



Abb. 7/8:  
Nachbarschaft der Klopstockstrasse 24  
(links Haus Nr. 22. rechts Nr. 23)

Kloke, der Ministerialrat an der Reihe. Ich weiß nur noch, das er ganz plötzlich in den Keller kam und nichts weiter sagte, als: „Raus hier!“. Je höher wir die Treppen stiegen, desto heißer wurde mir. Der gesamte Innenhof stand bereits in Flammen und über den Dächern war der Himmel Feuerrot. Überall auf den Strassen liefen Menschen umher, die einen schrien, die anderen starrten, wieder andere versuchten diese Menschen mit sich zu ziehen. Wir flüchteten nach Norden in die Brückenallee, wo das Feuer die Häuser verschont noch hatte und wo wir unsere Notunterkunft in einem Jugendheim fanden. Alle unserer Nachbarn und Nachbarinnen, die an jenem Abend mit uns in dem Keller saßen, überlebten diesen Brand. Später wurde uns wieder eine verlassene Wohnung im südlichen Teil der Klopstockstrasse zugewiesen, wo wir abermals ausgebombt wurden und die restliche Zeit nur im einzig verbliebenen Raum wohnen konnten, der Küche. Als die Russen unser Haus besetzten, verstauten wir unsere verbliebene Habe in einem Geheimfach in der Decke. Wir sagten unserem Nachbarn bescheid und wohnten übergangsweise bei meiner Tante in der Spenerstrasse. Als uns wieder eine Wohnung, unterhalb unserer ausgebombten Küche zugewiesen wurde, wollten wir unsere verbliebenen Sachen abholen, doch ein Russe meinte zu uns: „Ehemann schon alles geholt“. Nicht nur weil mein Vater seit 1938 verstorben, sondern vor allem, weil der verbliebene Nachbar, der von unserem Versteck gewusst hatte, verschwunden war, wussten wir, dass die Zeit der fürsorglichen Nachbarschaft vorbei war. Als dann die paar verbliebenen unbeschädigten Gebäude – leider zumeist die ohnehin nichtssagendsten Häuser des Viertels - für die Neubebauung abgerissen wurden, zogen wir wieder zu meiner Tante.

Wir planten nach Hennigsdorf in ein eigenes Haus zu ziehen. Es war jedoch unmöglich im Ostteil der Stadt Klinken für Türen und Fenster zu besorgen, ohne die wir das Haus nicht hätten nutzen können. Um dennoch irgendwie wieder ein eigenes Dach über dem Kopf zu erhalten, fasste mein damaliger Freund und heutiger Ehemann den Plan, zu heiraten. So konnten wir uns als junge Familie für eine Wohnung im Hansaviertel bewerben. Die Frau auf dem Amt sprach uns nicht viel Hoffnung zu, denn wir hatten diesen Beschluss 1956 sehr spät gefasst. Dennoch bekamen wir plötzlich die wohl letzte Wohnung in der Klopstockstrasse 15. Es war eine 2-Zimmer Wohnung mit kleiner Küche, Bad und großem Balkon. Wir wollten erst übergangsweise hier bleiben und später, wenn sich Nachwuchs ankündigte in eine größere Wohnung ziehen. Nach einer Fehlgeburt wurde uns jedoch schnell bewusst, dass eigene Kinder wohl nie in unser Leben treten würden. Daher verwarfen wir auch die Gedanken in eine größere Wohnung zu ziehen und blieben, wo wir waren. Mein Mann war mittlerweile Maschinebauingenieur bei Daimler und ich arbeitete nach der Handelsschule in verschiedenen Büros. Meinem Mann gefiel es



Abb. 9:  
ehemaliger Verlauf der Klopstockstrasse im Norden

jedoch nicht, eine Frau an seiner Seite zu haben, die arbeiten muss und somit übte ich bald den Beruf der Hausfrau aus. Es dauerte auch nicht lange und wir hatten unsere Wohnung mit den Möbeln ausgestattet, die noch heute hier stehen. Auf den Wiesen vor dem Haus spielten die Kinder der Nachbarschaft und ich versorgte sie mit Getränken und Keksen. Im Allgemeinen wohnten jedoch damals eher ältere Leute in unserer unmittelbaren Umgebung. Es ist heute fast wieder so wie damals von der Bewohnerstruktur, nur dass kaum noch jemand auf den Wiesen spielt. Besonders gefällt mir am Hansaviertel die gesitteten Verhältnisse und dass wir hier fast im Zentrum der Stadt sind. Man kommt schnell



Abb. 10:  
ungefährer Standort des Hauses Klopstockstrasse 24 vor dem Krieg

zum Ku-Damm, zur Friedrichstrasse und der Tiergarten, zum spazieren gehen, ist auch nicht weit. Aber das war ja auch schon im Alten Hansaviertel so. Deshalb wurden wohl schon die ersten Geschäfte Mitte der 60er Jahre im Schwedenhaus geschlossen. Die meisten fuhren

lieber ins KaDeWe um ihre Einkäufe zu erledigen. Erst als am Hansaplatz der Bolle gebaut wurde, hatten wir ein kleines Einkaufszentrum, das angenommen wurde und um den sich weitere Geschäfte etablierten. Die vielen gerühmten Annehmlichkeiten waren zwar sehr schön, aber für uns nicht wirklich wichtig. Wir waren froh überhaupt wieder ein Dach über dem Kopf zu haben, egal ob nun Neubau oder Altbau. Auch die Euphorie um das Hansaviertel hielt nicht lange an und bald schon wussten viele nicht mal mehr, was das eigentlich Besondere war. Wirklich glücklich waren die meisten Leute darüber, den Krieg überlebt zu haben. Was man auch an materiellem Gut verloren hatte, das Leben war das einzig kostbare gewesen und der beginnende Aufschwung und das Ende des Terrors war das größte Geschenk in dieser Zeit. Hätte man an dieser Stelle wieder das alte Hansaviertel errichtet, wäre ich wieder hierher gezogen. Auch wenn es dann nicht so viel Grün um die Häuser gegeben hätte, in einem Altbau hätte ich mich sicherlich genauso wohl gefühlt wie in diesem modernen Bau.

Waren anfangs die Strassen noch eben, die Fußwege sauber und die Gärten gepflegt, scheinen die Hausverwaltungen und die Stadt heute mehr und mehr das Viertel verkommen zu lassen. Auf den Gehsteigen bilden sich große Pfützen bei Regen, man stolpert über hochgeklappte Gehwegplatten und die Bäume und Büsche wuchern langsam so hoch, das an manchen Tagen kaum Licht in die Wohnung fällt. Auch um die generelle Pflege und Wartung des Hauses, sei es der Putzdienst oder die verrosteten Wasserrohre, scheint man sich kaum noch zu interessieren. Unsere alten Hausverwalter kannten wir noch persönlich und sie haben sich sehr um ihre Immobilie gekümmert. Seit der junge 25-jährige Sohn die Verwaltung übernommen hat, zeigt man uns Bewohnern weder Interesse noch Aufmerksamkeit. Als mein Mann 2006 verstarb hat man uns nicht mal eine Karte gesendet. Gern erinnere ich mich an die alten Zeiten, als wir erst frisch ins Haus gezogen waren. Früher hat man ja noch viel mehr gefeiert und alle Nachbarn waren willkommen zum Kaffee und Kuchen. Heute ist vieles anonym geworden. Aber vielleicht liegt es auch daran, dass ich nicht mehr so viel unterwegs bin wie früher. Heute genieße ich meine Zeit damit auf dem Balkon zu sitzen oder gelegentlich Freundinnen im Viertel zu treffen. Wenn ich hin und wieder durch die Viertel mit den schön renovierten Altbauten gehe, denke ich wieder an meine Kindheit und an das Hansaviertel mit seinen schönen Fassaden, den geschwungenen Treppen und prachtvollen Eingangsportalen.<sup>11</sup>

---

<sup>11</sup> Aus Interview mit Elisabeth Engel, Berlin 2007

## 2.3 Elke Lindemann

### Bartningallee 5

Ich wurde im November 1948 in Berliner Charlotteburg geboren. Meine Eltern lebten zu dieser Zeit in einer kleinen Bedarfswohnung mit einer anderen Familie zusammen. An die genaue Strasse oder die Umgebung kann ich mich nicht mehr erinnern. Ein paar Monate später zogen wir dann zu meinen Großeltern nach Spandau in die Brüderstrasse. Da mein



Großvater kurz nach Kriegsende verstarb, befanden meine Eltern einerseits meine Großmutter unter die Arme zu greifen, auf der anderen Seite war es für sie ein erster Schritt zu einer eigenen und intimeren Bleibe. In der Vier-Zimmer Wohnung hatte jeder von uns seine eigene Rückzugsmöglichkeit. Die ersten Jahre teilte ich mir zwar mit meiner Großmutter ein Zimmer, später, als ich 14 war, war ihre Demenz jedoch so weit fortgeschritten, dass mein Vater für mich das Esszimmer umbaute.



Abb. 11 oben: Bartningallee 5  
Abb. 12 unten: Ausschnitt Grundriss

So konnte ich fortan nachts in Ruhe schlafen und tagsüber meine Schulaufgaben bewältigen. Auch nach dem Tod meiner Großmutter im Jahr 1962 blieben wir weiterhin dort wohnen. Erst als ich 1972 meinen Mann kennen lernte, zog ich mit ihm in nach Schöneberg in eine kleine Altbauwohnung am Nollendorfplatz. Wir bewohnten 3 Zimmer im ersten Stock eines damals kaum sanierten Hauses in der Winterfeldstrasse. Als mein Mann Anfang der 80er Jahre arbeitslos wurde, wuchsen uns die Probleme über den Kopf und wir trennten uns. Unser damals 5-jähriger Sohn blieb bei mir, da mein Mann sich entschied in die BRD zu gehen, um dort eine bessere Arbeit zu finden. Unsere Trennung verlief sehr nüchtern und liebevoll, planten wir doch lediglich eine kleine Beziehungspause. Sobald er Arbeit gefunden hatte, wollte er uns nachholen. Doch dazu kam es nie. Fast ein Jahr später brachen alle Kontakte ab und das einzige, was ich wusste war, dass er sich wohl neu verliebt hatte und nun mit seiner neuen Frau und zwei Mädchen in einer Kleinstadt nahe Darmstadt wohnte. Da mir die Altbauwohnung von Anfang an nicht gefallen hatte, einerseits wegen der oft defekten Wasserleitungen und wegen dem wenigen Licht, das wir in den Zimmern hatten,

beschloss auch ich, nach einem neuen Heim zu suchen. Eine Freundin hatte zu dieser Zeit eine Bekannte, die im Hansaviertel lebte. So verrückt es sich vielleicht auch anhören mag, aber trotzdem, dass ich nur wenige Busminuten von dort wegwohnte, habe ich diesen Teil von Berlin so gut wie nie gesehen oder gar besucht. Erst jetzt zur 50-Jahr-Feier habe ich mir die Plakate angesehen, durchgelesen und erfahren, das es ja eigentlich was ganz besonderes ist, wo ich wohne. Ich hatte mich nie mit der Geschichte meines Viertels beschäftigt und erzählt hatte man sich im Haus auch nicht viel darüber. Dass hier mal eine Ausstellung statt gefunden hatte war mir bekannt, aber nicht, dass es alle Häuser und Parkanlagen betraf. Jedenfalls schaute ich mir jene freie Wohnung in der Klopstockstrasse 5 an einem Oktobernachmittag an. Sie lag in einer der höheren Etagen des Hauses, von der man fast über ganz Berlin schauen konnte. Besonders haben mir damals die bunten Bäume im Tiergarten gefallen, die langsam begannen ihre Herbstfarben zu entwickeln. Da ich kurz zuvor Arbeit im KaDeWe als Verkäuferin gefunden hatte, war auch die U-Bahnlinie 9 sehr praktisch, da ich nun nicht unbedingt länger zur Arbeit benötigte, als zuvor. Die Wohnung hatte 3 Zimmer und war für mich und meinen Sohn daher ideal geschnitten. Eigentlich sollte es ja nur ein Übergang sein, bis ich selbst in den Westen gehen würde, um meinem Mann zu folgen.

Als mein Sohn sein Studium begann, entschloss er sich, in eine eigene Wohnung zu ziehen, zusammen mit seinem Freund. Dass diese Verbindung nicht nur praktisch war, sondern auch emotional begründet, erfuhr ich erst einige Jahre später, als mich beide besuchten und mir gestanden, dass sie auch weiterhin zusammen wohnen werden. Einen homosexuellen Sohn zu haben war für mich anfangs nicht leicht, dennoch fand ich mich schnell damit ab. Hätte ich noch in dem Altbau am Nollendorfplatz gewohnt, wo jeder im Haus sich kannte und die Türen für alle quasi offen standen, wäre es mir sicher schwerer zu gefallen. Irgendjemand hätte es ja sicherlich mal herausgefunden und dann hätte ich vielleicht mit jedem darüber reden müssen. Auf der Etage meines Hochhauses jedoch kannte man sich eher sporadisch. Trotzdem, dass man sich einen Hausflur teilte, ging doch jeder seinen Weg weitestgehend selbst. Und da mein Sohn ohnehin ausgezogen war und nur hin und wieder zu Besuch kam, fragte auch niemand großartig nach und ich hatte genügend Zeit, selbst mit mir ins reine zu kommen. Heute habe ich damit abgeschlossen und die meisten meiner Nachbarn kennen sogar schon meinen Schwiegersohn. Man macht sich meist zu viel Gedanken an falscher Stelle.

Ans Umziehen habe ich öfters gedacht. Nach Moabit hin stehen so schöne Altbauten, mit tollen Fassaden und romantischen Balkonen, aber erst war ich zu beschäftigt, um Zeit zu finden, die Wohnung zu wechseln und heute bin ich wohl schon zu alt dafür. Hier kann ich den Fahrstuhl nutzen, im Altbau müsste ich eventuell noch mehrere Treppen laufen. Mit der Gewissheit, dass ich auch nicht jünger werde und das bewältigen von solchen, wenn auch

kleinen, Barrieren in Zukunft sicher immer schwerer fallen werden, ist es wohl besser, dass ich mir diesen Luxus gönne, auch wenn die Miete relativ hoch ist. Früher war das Haus gepflegter und auch ruhiger. Jetzt wohnen viele Mieter hier, die man eher in Neukölln einordnen würde. Manchmal frage ich mich, wie diese sich die Miete leisten können. Der neue Putzdienst lässt gern hier und da die Ecken beim Wischen aus und die Flurfenster scheinen nur alle paar Jubeljahre mal gereinigt zu werden. Den Müll bringe ich auch lieber selbst hinunter, das Fallrohr ist so oft verstopft, dass immer eine Firma antreten muss, um das Rohr wieder frei zu legen. Auch die Gartenanlagen sind recht verwachsen. Früher gab es einen Gärtner, der fast täglich unterwegs war und die Büsche und Bäume beschnitten hat. Hin und wieder hat er auch Blumen eingepflanzt. Heute kommt einmal im Frühling und einmal im Herbst eine Firma, raspelt alles kurz und klein und dann wuchert es den Sommer wieder zu. Ich versteh ja nicht viel von Gartenbau, aber das kann doch nicht im Sinne der Planer gewesen sein!

Solange ich es noch körperlich schaffe, gehe ich auch lieber in Moabit auf der Turmstrasse einkaufen, als beim Bolle vor der Tür. Da weiß ich, dass ich alles bekomme, sogar für die Hälfte des Geldes und ich habe dort auch mehr Auswahl. Als besondere Annehmlichkeit empfinde ich das kleine Geschäftszentrum also nicht. Oft lungern hier auch Jugendliche abends und am Wochenende rum. Sie hören dort ihre Musik und trinken Bier. Bisher ist zwar noch niemand rüpelhaft geworden, aber um so betrunkenere sie werden, desto lauter werden sie auch und manchmal höre ich sie bis hoch zu mir in die Wohnung, wenn die Fenster im Sommer offen stehen. Da stört mich die S-Bahn viel weniger.

Je älter ich werde, desto mehr schätze ich auch die Nähe des Tiergartens. Oft kann man die klassischen Konzerte aus dem englischen Garten mitverfolgen, ohne extra dafür weit durch die Stadt fahren zu müssen. Zur Fußball WM war ich mit meinem Sohn auf der Fanmeile und konnte sogar zu Fuß dorthin und schnell wieder nach Hause, ohne mich in die engen Bahnen mit den anderen Zuschauern drängen zu müssen. Oft gehe ich mit meiner guten Freundin am Wochenende quer durch den ganzen Tiergarten zum Potsdamer Platz oder zum Brandenburger Tor, oder wohin auch immer. Dann können wir ein wenig Natur genießen und haben am Ende immer auch eine kleine Stadtbesichtigung gemacht.

Wegziehen würde ich hier nur, wenn sich die Miete noch mal stark erhöhen würde. Daher bin ich auch etwas froh, dass die Hausverwaltung an so vielen Ecken spart, denn man weiß ja nie, wie viel Mehrkosten dies verursachen könnte und noch kann ich mit den Kleinigkeiten, die mich stören, leben.<sup>12</sup>

Frau Lindemann bat mich, sie nicht unter ihrem richtigen Namen anzuführen. Einen Grund für diesen Wunsch hat sie mir nicht genannt, dennoch wollte ich ihr diesen erfüllen, da ich

---

<sup>12</sup> Aus Interview mit Elke Lindemann, Berlin 2007



mich sehr über ihre Bereitschaft gefreut habe, mir von Ihrem Leben im Hansaviertel zu berichten.

## 2.4 Alexander Rahn

### Bartningallee 4

Geboren wurde ich im März 1984 in Pakow, Berlin. Aufgewachsen bin ich als Einzelkind am Rande der Altbausiedlung in der Nähe einer Kleingartensiedlung. Als Kinder haben wir oft in dem Gängelabyrinth der Gartensiedlung gespielt. Auch ein benachbarter, aber verlassener russischer Militärplatz mit seinen Betonbunkern und Hügeln bot viel Gelegenheit sich als Kind auszutoben.

Mit acht Jahren zog ich mit meinen Eltern nach Rheinsberg in Brandenburg nahe der Grenze nach Mecklenburg-Vorpommern. Wir wohnten dort fast im Wald, da mein Vater eine Hengstzucht gründete, mit nunmehr 30 Pferden. Erst als ich mit 19 Jahren zur Bundeswehr ging, kam ich zurück nach Berlin in die Heinrich-Leber-Kaserne in Reinickendorf.

2003 begann ich mein Jurastudium und zog in meine erste richtige Wohnung. Ich lebte zur

Untermiete am Alexanderplatz in einer der Platten, die wohl für Diplomaten errichtet wurden und bewohnte ein Zimmer. Weiterhin wohnte noch ein Algerier in einem anderen Zimmer, die restlichen 3 Zimmer bewohnte der Vermieter. Fortan nannte man mich nur noch den Alex vom Alex. Gerade weil einerseits keine intimen Besuche erlaubt waren und man andererseits diese auch gar nicht dort hätte haben wollen, entschied ich mich in eine Wohngemeinschaft zu einem guten Freund in der Kunkelstrasse am U-Bahnhof Reinickendorfer Strasse zu ziehen. Es ergab sich eher zufällig, dass dort das Zimmer frei wurde und in der alten Wohnung hielt mich nicht sonderlich viel. Es war wohl eine Art Nachkriegsaltbau der 50er Jahre. Es fügte sich in die Blockstruktur der übrigen Stadt, hatte aber niedrigere Decken und quadratische Zimmer. Als mein Mitbewohner seine Freundin kennen lernte und mit ihr zusammenziehen wollte, lösten wir die Wohnung auf und jeder suchte sich eine neue Bleibe.

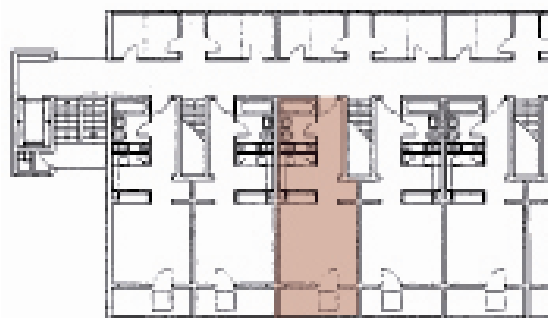


Abb. 13 oben: Bartningallee 4  
Abb. 14 unten: Ausschnitt Grundriss

Nach kurzem Suchen im Internet fand ich eine kleine Ein-Zimmer Wohnung mit Kochnische und Balkon in der Bartningallee 4. Ich kannte das Viertel vorher nicht und hatte auch bis zu diesem Zeitpunkt keine Ahnung, wie es dort aussehen könnte, oder was es mit diesem Ort auf sich hatte. Erst als ich später Freunden und Bekannten erzählte, wo ich nun wohnen würde, erfuhr ich von einem befreundeten Architekt, dass dies der Ort der InterBau gewesen sei und als Gegenstück zur Stalinallee geplant wurde, als Beispiel für modernen und individualistischen Wohnungsbau der Neuzeit. Es war gut zu wissen, in Zukunft ein wenig mehr über die Ecke erzählen zu können, als vorher, aber wirklich beeindruckt hatte es mich nicht unbedingt. Auch wenn ich heute erzähle, dass ich am Hansaplatz wohne, wirft man mir verdrehte Blicke zu und fragt mich entweder, wo das denn sein sollte oder sind verstört, wie man in einem Plattenbau wohnen kann, in denen nur alte Leute leben und um den die ganze Zeit Obdachlose streifen.

Meine Entscheidung für das Hansaviertel wurde hauptsächlich durch die zentrale Lage und Nähe zur Humboldt Universität, sowie dem Tiergarten bestimmt, in dem ich täglich joggen gehe und weniger wegen der Architektur oder der Wohnung an sich. Ich kann nicht sagen, dass ich gern hier lebe. Meine Wohnung heizt sich im Sommer stark auf, die Altonaer Strasse ist furchtbar laut und die Mieter in meinem Haus sind teilweise eher asozial, was ein Schild vor kurzem im Fahrstuhl bewies, auf dem stand: „Das Kacken in den Hausflur ist verboten“! Junge Familien sehe ich kaum, es sind eher ältere Menschen die mir hier begegnen oder die man täglich beim Einkaufen im Bolle trifft. Mitunter sind sie nett, aber ich würde nicht sagen, dass sie netter sind als anderswo. Ein bisschen kann ich daher die Kritik meiner Freunde wiedergeben, auch wenn sich die Zahl der Penner eher auf wenige mittlerweile bekannte Gesichter reduziert.

Gern würde ich auch wieder in einem Altbau wohnen. Ich fühle mich in diesen quadratischen, hellen und sehr minimalistischen Gebäuden nicht wohl. Mir fehlt hier die notwendige Geborgenheit, die ich nicht finden kann. Momentan habe ich mich entschieden, erstmal in der Wohnung zu belieben, weil sich keine bessere Möglichkeit ergibt, und ich zurzeit durch die Anspannung in meinem Examen ohnehin kaum zu Hause bin und sie somit auch nur zum Schlafen nutze. Wenn ich mit meinem Studium fertig bin, werde ich mir eine Wohnung im Prenzlauer Berg suchen.

Würden mich jedoch Freunde oder Interessierte Fragen, ob ich das Viertel empfehlen kann, würde ich Ihnen trotzdem raten, in das Hansaviertel zu ziehen, wenn auch nicht unbedingt in mein Haus. Die Zentralität, die Nähe zur Uni und zum Ku-Damm, das viele Grün rundum, das gepflegte und saubere Erscheinungsbild und der Tiergarten sind große Vorteile gegenüber anderen Stadtquartieren in Berlin und sogar einmalig.<sup>13</sup>

---

<sup>13</sup> Aus Interview mit Alexander Rahn, Berlin 2007

### **3. Zusammenfassung und Reflexion**

So persönlich die drei Geschichten sind, so unterschiedlich sind auch ihre Verbindungen zum Hansaviertel. Frau Engel beschrieb hier ihren Neuanfang nach dem Krieg. Annehmlichkeiten waren zu dieser Zeit Nebensache. Ob nun Müllschlucker, Parkanlagen ums Haus oder Strom und Wasser in der Wohnung, entscheidend und wichtig allein war es nach dem Überleben der Bombardements und der Obdachlosigkeit, wieder ein eigenes Zuhause gefunden zu haben. Bei Frau Lindemann und Herrn Rahn waren die Rahmenbedingungen andere, jedoch erlebten auch sie im Hansaviertel einen Lebenswechsel. Für Herrn Rahn war es der erste Haushalt, den er in eigener Verantwortung ohne WG-Partner führte, für Frau Lindemann war es nach der Trennung von ihrem Mann ein Moment des Neubeginns und der Selbstbestimmung.

Alle drei scheinen durch Zufall auf ihre heutigen Wohnungen aufmerksam geworden zu sein. Frau Engel wusste ja nicht mal, welche Wohnung ihr letztendlich zugesprochen werden würde, als sie ihren Antrag auf Wohnraum einreichte und die anderen beiden wussten auch nur vom Hörensagen oder aus dem Internet von einer freien Wohnung. Trotzdem blieben bisher alle drei von ihnen dort, auch wenn Herr Rahn gerne in den Prenzlauer Berg umziehen würde, so sagt er auch, dass er erst eine Motivation von außen bekommen muss, um sich letztendlich nach einer neuen Bleibe umzusehen. So könnte man einerseits behaupten, dass es ihnen im Hansaviertel doch viel mehr gefällt, als es ihnen eigentlich bewusst ist oder dass es im Leben eines Menschen einen Moment gibt, an dem man mit seiner Situation zufrieden ist und ein Ortswechsel mehr Aufwand und Aufregung bedeutet, als dass dieser Hoffnungen auf ein besseres Leben verspricht. Letzteres ist sicherlich ein interessanter Punkt, an dem man aber erst weitere Forschungen unternehmen müsste, um eine differenzierte Aussage treffen zu können. Also bleibe ich vorerst bei der Annahme, dass es ihnen im Hansaviertel doch besser gefällt, als sie sich eingestehen wollen.

Zusammenfassend lässt sich daher sagen, dass sich alle drei erfreuen, an dem Grün rundum und der Zentralität zu ihrer Arbeit, den Einkaufsmöglichkeiten oder gar der Nähe zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt. Der Tiergarten spielte bei allen drei eine besondere Rolle und wirkte fast wie ein Höhepunkt im Viertel. Keiner von ihnen nannte die Architektur des Hansaviertels als besonders herausragend oder entscheidend für ihren Aufenthalt. Auch die Annehmlichkeiten, die beim Bau des Hansaviertels 1957 als Revolution im Bauwesen und Haushalt genannt wurden, fanden entweder kaum Erwähnung oder wurden als mangelhaft beschrieben. Lediglich der Fahrstuhl wurde als positives Element der Erschließung angeführt. Bei einem Haus von fast 20 Stockwerken wäre das Fehlen eines solchen wohl

auch eher ein Grund, nicht dort hin zu ziehen. Interessant zu sehen ist, dass mit steigendem Alter die Umgebung anders wahr genommen wird. Während die beiden Damen sich über die unzureichende Pflege der Grünanlagen beschwerten, Frau Engel besonders über den Zustand der Gehwege, empfindet Herr Rahn diesen Ort als durchaus gepflegt. Frau Engel ist wohl die einzige, die mit den Bäumen und den Sträuchern im wahrsten Sinne des Wortes alt geworden ist. Sie konnte miterleben, was gepflanzt wurde, wie sich die Pflege am Anfang gestaltete und wie es heute ist. Vor allem kennt sie den Zustand der öffentlichen Flächen, Gehwege und Strasse wie sie 1957 geplant waren. Sie weiß genau, wo die Sorgfalt in der Wartung nachlässt und wo sie weiterhin stattfindet. Bei Frau Lindemann verhält es sich ähnlich, nur dass sie den größten Teil der Vegetation schon in fortgeschrittenem Wachstum erlebt hat. Herr Rahn hingegen konnte in den zwei Jahren seines Aufenthalts noch keine wesentliche Veränderung der Vegetation wahrnehmen. Das einzige, das nicht wächst, sind die Bauten selbst. Einzig und allein der Verschleiß im Laufe der Zeit kann diese angreifen und in ihrem Wert mindern und die eigentliche Geschichte verdecken, mit der sie verbunden sind. So war Frau Engel, als Augenzeugin über die Geschehnisse im Hansaviertel zwar vor Ort, jedoch beteuerte sie oftmals, dass sie eigentlich nichts Genaueres über die Umstände und Planungen selbst wisse und darüber demnach nicht berichten könne. Wie auch Frau Lindemann und Herrn Rahn, die weder über die eigentliche Geschichte, noch über die architektonische und planerische Bedeutung des Viertels informiert waren. Diese Personen hatten also weder einen übergeordneten Zugang zu der Historie in Ihrem Wohnumfeld, noch haben sie sich intensiv mit diesem in Eigeninitiative, vor der den Jubiläumsfeierlichkeiten, auseinandergesetzt.

Meine Theorie, dass man nach dem Krieg in das Viertel zog, um den besonderen Luxus der Moderne zu genießen und man später und bis heute diesen Ort wählte, weil er die Art von Leben bereit stellt, das, wie von den Planern und Architekten angestrebt, humaner, sozialer und gesünder sei, konnte durch diese Erfahrungsberichte nicht untermauert werden. Alle drei führten zwar diese baulichen Vorzüge an, konnten sich aber dennoch vorstellen, wieder in ein gründerzeitliches Viertel zu ziehen.

Auch wenn die Motivationen der Befragten doch eher auf praktischen Gesichtspunkten beruhten, so zeigt es mir auch, dass ihr Verständnis für Architektur ganz anders beeinflusst wird, als ich es bisher vermutet hatte. Für mich, als angehender Architekt und Stadtplaner, sind die äußere Form, die Grundrisse der Gebäude, die Anbindung an Infrastrukturen, die Zentralität und das Umfeld gleichwertig und daher besonders wichtig. Bisher habe ich mich nie damit auseinandergesetzt, dass auch einzelne Aspekte allein für die Bewohner eines Quartiers von entscheidender Bedeutung sein könnten. Durch die Jubiläumsfeiern im Hansaviertel, den vielen Reportagen in Funk, Fernsehen und Magazinen ist für mich der Eindruck entstanden, dass im Hansaviertel ausschließlich BewohnerInnen anzutreffen sind,

die ausnahmslos aus Überzeugung in diese Gegend gezogen sind. Dass dies eine falsche Einschätzung gewesen ist, zeigen die Interviews in dieser Arbeit.

Das Hansaviertel ist ein frühes Gebiet der Moderne, der Innovation ihrer Zeit und damit etwas ganz außergewöhnliches. Jedoch sind die Menschen, die dort wohnen, in der Regel weder Kunst- noch Architekturliebhaber noch müssen sie eine besondere Leidenschaft zu der Wohnform hegen, in der sie leben. Es wird sicherlich immer wieder Typen von BewohnerInnen geben, die allein wegen der Architektur, den Grundrissen und der äußeren Erscheinung an diesen Ort ziehen. Wiederum wird es auch jenen Typ geben, der sich aus praktischen Gründen entscheidet. Er oder sie möchte zentral wohnen, schätzt die Nähe des Tiergartens und der übrigen Parkanlagen im Gebiet selbst. Es besteht weder Interesse noch ein Entscheidungsmoment, sich näher mit der eigentlichen Wohnform oder gar der Wohnung auseinander zu setzen. Letztendlich wird es aber auch den BewohnerInnentyp geben der beide vorangegangenen in sich vereint, der Architektur, das Umfeld, die Zentralität, und andere Dinge an diesem Ort schätzt.

Daher wird man im Hansaviertel wohl auch in Zukunft nicht nur diejenigen antreffen, die von der Architektur vollends begeistert und überzeugt sind, sondern auch diejenigen, die eine gewisse Absicht oder Strategie mit ihrer Wohnortwahl verfolgen. Letztendlich wird wohl auch die Zeit zeigen, wie viel Erfurcht und Image im Viertel verbleiben wird, wenn die Jubiläumsfeiern längst verklungen sind.

## 4. Anhang

### 4.1 Quellennachweise

Janiszewski, Bertram: „Das alte Hansa-Viertel in Berlin“ Haude und Spenersche, Berlin 2000

Dolff Bonekämper, Gabi; Schmidt Franziska: „Das Hansaviertel“ HUSS - Medien GmbH, Berlin 1999

Schulz, Carl Georg; Schulz, Stefanie: „Das Hansaviertel – Ikone der Moderne“ Verlagshaus Braun, Berlin 2007

Statistisches Landesamt, Melderechtlich registrierte Einwohner am Ort der Hauptwohnung in Berlin, Stand 31.12.2005

#### Interviews

Elisabeth Engel, Berlin 2007

Elke Lindemann, Berlin 2007

Alexander Rahn, Berlin 2007

### 4.2 Bildnachweise

#### Titelbild

eigene Kollage aus Internetrecherche, Zugriff 14. August 2007

#### Fotos und Pläne

- Abb. 1 Janiszewski, Bertram: „Das alte Hansa-Viertel in Berlin“, Berlin 2000: Seite 1f
- Abb. 2 Janiszewski, Bertram: „Das alte Hansa-Viertel in Berlin“, Berlin 2000: Seite 94
- Abb. 3 Dolff Bonekämper, Gabi; Schmidt Franziska: „Das Hansaviertel“, Berlin 1999: Seite 34
- Abb. 4 Janiszewski, Bertram: „Das alte Hansa-Viertel in Berlin“, Berlin 2000: Seite 130f
- Abb. 5 Beyer, Dennis, Berlin 2007
- Abb. 6 Dolff Bonekämper, Gabi; Schmidt Franziska: „Das Hansaviertel“, Berlin 1999: Seite 166
- Abb. 7 Janiszewski, Bertram: „Das alte Hansa-Viertel in Berlin“, Berlin 2000: Seite 57
- Abb. 8 Janiszewski, Bertram: „Das alte Hansa-Viertel in Berlin“, Berlin 2000: Seite 58
- Abb. 9 Beyer, Dennis, Berlin 2007
- Abb. 10 Beyer, Dennis, Berlin 2007
- Abb. 11 Beyer, Dennis, Berlin 2007
- Abb. 12 Dolff Bonekämper, Gabi; Schmidt Franziska: „Das Hansaviertel“, Berlin 1999: Seite 64
- Abb. 13 Beyer, Dennis, Berlin 2007
- Abb. 14 Dolff Bonekämper, Gabi; Schmidt Franziska: „Das Hansaviertel“, Berlin 1999: Seite 58